



Aus Freude am Lesen

Gequält von Liebeskummer, bucht die junge Bea kurzentschlossen eine Kreuzfahrt durch die kalte und unwirtliche Inselgruppe von Spitzbergen. Doch sie kommt nicht zur Ruhe, denn unter den Passagieren befindet sich auch ihre ehemalige Klassenlehrerin, die ihr früher übel mitgespielt hat. Von Rache besessen, merkt Bea fast zu spät, wie explosiv die Stimmung unter den Mitreisenden ist. Hoch oben in den ewigen Weiten des Eismees entladen sich schließlich die Spannungen auf mörderische Weise ...

ANNE B. RAGDE wurde 1957 im westnorwegischen Hardanger geboren. Sie ist eine der beliebtesten und erfolgreichsten Autorinnen Norwegens und wurde mehrfach ausgezeichnet. Zuletzt mit dem Norwegian Language Prize und dem Norwegischen Buchhandelspreis. Mit ihrer Trilogie *Das Lügenhaus*, *Einsiedlerkrebse* und *Hitzewelle* schrieb sie sich in die Herzen der Leserinnen und Leser; ihre Romane erreichten in Norwegen eine Millionenaufgabe. Anne B. Ragde lebt heute in Trondheim.

Anne B. Ragde

Mord in Spitzbergen

Roman

*Aus dem Norwegischen
von Gabriele Haefs*

btb

Die norwegische Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel *Zona frigida* bei Tiden Norsk Forlag A/S, Oslo.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Neuausgabe April 2012

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 1995 by Tiden Norsk Forlag A/S,
Oslo

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe erstmals 1998 by
Wilhelm Goldmann Verlag, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Paul Linse / Corbis

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74438-1

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

*Ein Dankeschön
an die Besatzung der M/S Origo der Saison 1994,
mit Kapitän Per Engwall, Reiseleiter Christian Milde
und Eislotse Helmer Kristensen*

*Helmer kam am 31. August 1995 auf Kiepertøya bei
einem Eisbärangriff ums Leben.*

Dieses Buch ist Helmer gewidmet.

Prolog

Das alte Seehundweibchen machte schläfrig die Augen auf und zu. Sie rutschte ein wenig hin und her, um eine bequemere Haltung zu finden, glitt dabei jedoch nicht von der Eisscholle. Sie fühlte sich sicher dort, seitwärts gelegen auf einer nur vier Meter breiten Eisscholle, nur wenige Sekunden vom schwarzen Wasser entfernt, in dem niemand sie erreichen könnte. Sie könnte dreihundert Meter tief tauchen, wenn sie das wollte, und lange unten bleiben. Der Sauerstoff würde sich mit dem Hämoglobin in ihrem Körper verbinden und an Hirn und Muskeln weitergereicht werden; und das würde ihr die Kraft geben, zu denken, sich zu bewegen und ihre Umgebung im Auge zu behalten, ohne die Lunge benutzen zu müssen.

Sie hatte viel gesehen. Hatte es registriert, ohne weiter darüber nachzudenken. Von ihren Jungen waren mehrere gestorben. Weißlinge mit kohlschwarzen Nasen waren Stunden nach ihrer Geburt in Eisspalten verschwunden, ehe sie selber schwimmen konnten. Riesige Eisschollen, die sicher wie Festland gewirkt hatten, hatten sich beim Eisgang senkrecht erhoben und Hunderte von hilflos zappelnden Jungen in die Tiefe stürzen lassen. Andere waren von Jägern getötet worden. Mit eingeschlagenem Schädel und durchstochenem Nacken waren sie davongeschleppt worden, und auch das heisere Schreien der Mutter hatte es nicht verhindern können. Einige hatte sie lange gestillt, und die waren groß geworden, hatten mit ihr zusammen Fische gefangen, waren um die Wette geschwommen, hatten gespielt, waren selbständig geworden, um dann zu verschwinden.

Jetzt lag sie allein auf einer Treibeisscholle, im offenen Meer vor den Nordwestinseln, unter einer niedrigstehenden Mitternachts-sonne, die am Horizont zu beben schien und die Meer und Wolken honiggelb färbte. Um das Boot kümmerte sie sich vorerst noch nicht. Sie hatte keine Angst vor Booten, nicht vor großen, nicht vor kleinen, nicht vor lärmenden und nicht vor leisen. Boote passierten und verschwanden dann wieder.

Aber dieses hier kam langsam doch zu nah an sie heran. Sie spannte die Muskeln in ihren Flossen an, richtete mühsam ihren schweren Körper auf und ließ den spitzen Bug, der das Wasser durchpflügte und das Schiff hinter sich herzog, nicht aus den Augen.

Die hohe Schiffswand würde die Eisscholle treffen. Die Seehündin beugte sich vor und glitt über den Schollenrand. Das Eiswasser umgab sie, sie öffnete die Augen und tauchte senkrecht nach unten, wobei ihr Fell silberblanke Luftblasen abgab. In fünfzig Meter Tiefe hielt sie inne und steuerte dann die Wasseroberfläche an, ein kleines Stück von dem Koloß entfernt, den ein Propeller antrieb, der dabei das Wasser zu weißem Schaum aufpeitschte.

Der Schnurrbart durchbrach die Wasseroberfläche. Ihm folgten die Augen. Sie zwinkerte, starrte die Schiffsseite an und beobachtete die unerwarteten Bewegungen dort. Etwas wurde aus der blauen, senkrechten Wand gepreßt. Und sie sah, wie dieses Etwas auf das Wasser traf, sie lauschte dem Platschen, witterte in der Luft, schwamm hinüber und ließ sich bestätigen, was ihre Nase ihr erzählt hatte.

Sie umkreiste es neugierig, während es versank, wollte ihm aber nicht zu nahe kommen. Sie wartete auf ein Zeichen, daß das andere lebte und wieder die Oberfläche ansteuern würde. Nur sie und ihresgleichen konnten so tief schwimmen und jagen. Aber sie konnte keine planmäßigen Bewegungen wahrnehmen, nur eine langsame Rotation, kraftlos herabhängende Körperteile.

Auf zweihundert Meter Tiefe stellte sie ihre Beobachtungen ein. Mit einer Schwanzbewegung stieg sie dann blitzschnell zum Licht empor, während schwarzes Polarmeer das verschlang, was unter ihr versank.

Wieder durchbrach ihr Schnurrbart die Wasseroberfläche. Sie zwinkerte mit den Augen, um sie von Wasser auf Luft umzustellen. Das Schiff war inzwischen schon mehrere hundert Meter von ihr entfernt. Ihre Eisscholle war zerbrochen, die Meeresoberfläche, die vor kurzem noch wie gehämmertes Kupfer dagelegen hatte, war nun im Kielwasser des Bootes aufgewühlt. Fernes Motoren-dröhnen war noch zu hören. Sie schnaubte energisch und ließ ei-

nen Schwarm von Salzwassertropfen zur Sonne hochwirbeln. Ein kleiner Regenbogen zeichnete sich für einen Moment in den Tropfen ab.

Sie legte elegant den Kopf in den Nacken und war verschwunden.

Eigentlich fahre ich zum Trinken nach Svalbard. Das sagte ich mir jedenfalls mit lauter Stimme, als ich an einem Tag Mitte August alles stehen- und liegenließ, um in aller Eile eine Reise zu buchen, die ein Heidengeld kostete, mir aber eine reiche Auswahl an Begegnungen mit wilden Tieren in einer *atemberaubenden* Natur verhiess. Ich dachte ein wenig darüber nach: Wieso man das schon im voraus versprechen konnte. Nicht, daß die Natur so schön war, daß man es nicht glauben konnte, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gesehen hatte. Jeder Idiot weiß schließlich, daß Svalbard eine Perle ist. Aber das mit den Tieren, das glaubte ich nicht so ganz. Man kann doch keine zähnefletschenden Eisbären und schlafenden Walrösser bestellen. Ein Bild zeigte einen Eisbären, der auf einem Schiff den Kopf durch ein Bullauge quetschte. Er leckte sich den Mund. Auch Wale wurden mir versprochen, und ich fand es beeindruckend, daß das Reisebüro das Leben im Meer dermaßen gut unter Kontrolle hatte.

Das einzige, worauf ich mich felsenfest verließ, war die Alkoholpolitik. Der norwegische Staat würde es nicht schaffen, den Leuten auf Svalbard ihre Steuerprivilegien unter der Nase wegzuschnappen, ehe ich dort oben angelangt wäre. Und der Wucherpreis, den die Reise kostete, wirkte gar nicht mehr so schlimm bei der Vorstellung, in Ruhe und Frieden trinken zu können, ohne grauenerregende Rechnungen anstellen zu müssen, bei denen mir jeder Schluck im Hals steckenblieb. Und weil ich eine Meisterin in der Kunst bin, den reinen Alkohol zu verbergen, der in meinem Blut herumschwimmt, freute ich mich auf einen fast ununterbrochenen Rausch, bei dem ich jedoch niemals benebelt genug sein würde, um zu vergessen, was mich zu der Entscheidung getrieben hatte, eine Reise in den höchsten Norden zu unternehmen. Und ich würde auch nicht so alkoholisiert und lässig sein, daß ich mein Vorhaben nicht präzise und unwiderruflich ausführen könnte. Mein oberflächliches, munteres Auftreten würde, das hatten viele

Jahre des Trainings mich gelehrt, als perfekte Tarnung fungieren. Ein guter steuerfreier Drink würde mir zu der Schlagfertigkeit verhelfen, die ich brauchte, um als *ich selber* auftreten zu können. Ein guter Drink, und ich konnte fast immer meine Umgebung davon überzeugen, ich sei bis ins Mark munter und oberflächlich.

Aber ich hatte nicht viel Zeit, um alle Vorbereitungen zu treffen. Ich mußte ja schon in drei Tagen aufbrechen. Am Sonntagabend setzte ich mich deshalb mit eiskaltem Weißwein und frischgespültem Aschenbecher an meinen Schreibtisch und machte eine Liste. Die Abreise fand am Mittwochmorgen statt, oder, genauer gesagt, in der Nacht zum Mittwoch. Das Flugzeug nach Tromsø startete um sieben Uhr. Das bedeutete, Taxi für Viertel nach sechs bestellen, rechnete ich aus, und das notierte ich dann auch. Ganz oben auf meiner Liste stand Andersen. Er brauchte ein Zuhause für die Zeit meiner Abwesenheit.

Ich blickte zu ihm hinüber, zu meinem gelben Wellensittich, und griff zum Telefon. Ich fing mit meinen beiden Exmännern an, mit denen ich noch Kontakt hatte. Beide interessierten sich für meine Svalbardreise, und beide wollten mir von *ihrem* Verhältnis zu polaren Gegenden und Kälte und Winter erzählen. Und was, wenn mir ein Eisbär begegnete?

»Das will ich hoffen«, antwortete ich. »Bei dem Preis.«

»Vielleicht wirst du aufgefressen«, sagte Leif, der Ex Nummer eins. »Die Eisbären da oben fressen gern Touristen, das weißt du doch sicher?«

»Reg dich ab, es gibt doch Reiseleiter, die auf uns aufpassen sollen. Dafür haben sie sicher Bomben und Granaten bereit gelegt.«

»Aber auf Eisbären darf man überhaupt nicht schießen! Oder erst, wenn sie dich fast schon aufgefressen haben. Die stehen genauso streng unter Naturschutz wie die Tiger in Indien! Wenn du einen siehst, dann mußt du den ganz schnell vergessen, Bea.«

»Du hörst dich ja an, als ob ich schon halb verzehrt wäre. Und außerdem sind wir doch mit dem Schiff unterwegs.«

»Eisbären können schwimmen.«

»Sicher, aber Schiffsleitern hochklettern können sie bestimmt nicht.«

»Aber was willst du denn eigentlich auf Svalbard?«
»Nichts. Das ist kein Job. Ich will Ferien machen.«
»Ferien? Da macht doch wohl kein Mensch Ferien!«

»Aber sicher! Mitternachtssonne und Meer und Berge und Gletscher und überall Bären. Verdammt teuer ist's auch. Würde mich nicht wundern, wenn das bald das neue Super-Reiseziel würde. Warte nur, bald fahren die Leute zum Heiraten hin, und damit ist die Sache gelaufen. Schluß mit Rom und Paris, dann ist Longyearbyen angesagt«, erklärte ich und versuchte, das Gespräch durch die Erwähnung von Andersen zu Ende bringen. Aber Leif wollte selber für einige Tage verreisen, zwar nur nach Notodden, zum Fotografieren, aber trotzdem. Außerdem war er kein fürsorglicher Typ, war das noch nie gewesen, es war vorgekommen, daß ich bei Krankheiten tagelang mit ein paar Tassen Tee und einer Banane abgespeist worden war, und deshalb war ich eigentlich etwas erleichtert. Ich liebe Andersen, und er ist daran gewöhnt, daß jeden Tag jemand mit ihm spricht und sich um ihn kümmert.

Als nächsten rief ich Torvald an, aber auch der mußte wegfahren. Zu irgendeinem strohtrockenen Kurs, weshalb ich seine Erklärungen unterbrach.

»Kannst du dir das denn leisten?« fragte Torvald, der durchaus nicht an blutrünstige Raubtiere in weißem Fell dachte. Torvald achtet immer auf das Nächstliegende, und unsere Beziehung ging zu Bruch, weil er jede Krone einteilen wollte und weil er beim Einkaufen immer einen Kugelschreiber dabei hatte, um an Ort und Stelle den Preis jeder Ware zu notieren, statt zu Hause einen rätselhaften Strichcode anzustarren und nicht zu wissen, was er bezahlt hatte. Die Kassenzettel waren auch keine große Hilfe, weil ich die immer unterschlug, zumindest wenn wir zusammen einkauften. Wenn die Schlußsumme hoch war, folgte nämlich immer eine fruchtlose Strafpredigt darüber, wie ich das Geld vergeudete, und wie unnötig es sei, fünf verschiedene Arten von Senf im Kühlschrank zu haben.

»Nein, ich kann mir das im Moment sicher nicht leisten«, antwortete ich. »Aber das Reisebüro schickt die Rechnung erst da-

nach, ich muß morgen nur eine kleine Anzahlung leisten. Und bis die Rechnung kommt, schwimme ich sicher in Geld.«

»Ach ...«

»Oder ich bin dann vielleicht schon tot, und dann brauche ich sie auch nicht zu bezahlen.«

»Himmel, du brauchst doch mindestens eine Bestellung von Walt Disney für einen kompletten Film, um wieder solvent zu werden. Gib doch lieber gleich zu, daß du pleite bist.«

»Da oben ist alles steuerfrei.«

»Wie gut zu wissen.«

»Aber Andersen braucht ...«

»Geht nicht. Tut mir leid. Aber daß du nach Svalbard willst!? Da ist es doch so kalt! Seit meiner Militärzeit finde ich Frieren schrecklich. Wir haben eine ganze Nacht bei zwanzig Grad minus im Zelt verbracht, mit nassen Kleidern, und der Typ, der das Feuer hüten sollte, schlief ein, und ...«

Mein dritter Anruf galt Sissel, an die zwanzig Minuten später. Sie sagte sofort zu. Ich hätte gleich Sissel anrufen sollen. Eine Frau übernimmt gern ganz spontan die Verantwortung für ein lebendiges Wesen. Aber im Laufe unseres Gespräches fiel mir dann wieder ein, warum ich sie nicht gleich angerufen hatte. Sie wollte nämlich alle Einzelheiten über meine letzte Trennung hören, aber ich sagte, ich sei jetzt über das ärgste hinweg und wolle eine Reise machen.

»Natürlich passe ich auf Andersen auf. Natürlich. Du brauchst bestimmt eine Luftveränderung. Mach dir ein paar schöne Tage, Bea, das hast du verdient.«

Ich legte auf und sah Andersen an. Einen Vogel in einem Käfig. Gefangen. Ich fand es schrecklich, ihn so zu sehen, aber ich wußte, daß er umkommen würde, wenn ich ihn in die Natur hinausjagte. Ich hatte ihn nicht selber gekauft, das hatte ich immerhin nicht auf dem Gewissen. Nie im Leben wäre ich in ein Tiergeschäft gegangen, hätte auf einen Vogel in einem Käfig gezeigt und gesagt: »Den will ich haben!«

Abscheulich. Ein Vogel muß frei sein. Er hat doch Flügel, zum Henker. Hamster sind schon etwas anderes, und Meerschweinchen

und Mäuse und Ratten und Spinnen und Skorpione. Die kann man gern hinter Glas und Gitter stecken. Aber einen Vogel? In Andersens DNS versteckten sich Generationen der Gefangenschaft, biologische und mentale Anpassungen an Stäbchen und kleine Spiegel in blauen Plastikrahmen, getrocknete Ähren, die mit einer Klammer an den Gittern befestigt werden, Plastikleitern, auf denen er hin und her springen kann, Metallglöckchen, die bimmeln, wenn er sie mit dem Schnabel anstößt. Er scheint sich im Käfig wohl zu fühlen. Darüber staune ich immer wieder. Und ich habe die Verantwortung für ihn. Er gehört mir. Ich kann ihn nicht auffordern, seinen Kram zu packen und sich zu verpissen; ich kann danach nicht mit einem schwarzen Müllsack durch die Wohnung wandern und alte Rasierschaumdosens und Hi-Fi-Zeitschriften und einsame Socken und Kaffeetassen mit Männernamen einsammeln und in den Müll werfen. Seine Gefangenschaft ist auch meine. Ich putze seinen kleinen Spiegel. Seine fehlende Freiheit führt zu meiner Fürsorge für ihn, sie rettet ihm das Leben. Aber oft frage ich mich, wie lange so ein Vogel leben kann.

»Ich verreise, Andersen«, flüsterte ich. Er glaubte mir. Natürlich glaubte er mir. Mir glauben alle, es ist fast unfaßbar, wie wenig Ausflüchte nötig sind, um die Wahrheit eine Armlänge von mir wegzuhalten. Niemand wußte, daß ich einen lukrativen Job ablehnen mußte, den ich wirklich brauchte, wenn ich in zwei Tagen losfahren wollte. Danach hätte sogar Sissel mit allem anderen als mit Fürsorge und Gerede von »mach dir ein paar schöne Tage« reagiert. Denn alle wußten, daß ich viel verdienen mußte, um ein dermaßen unstrukturiertes Finanzleben durchzuhalten, und daß sich niemand das Angebot entgehen läßt, für einen Monat bei einer großen Zeitung als Karikaturistin tätig zu sein. Gott sei Dank hatte ich noch niemandem von diesem Angebot erzählt, und deshalb konnte ich dankend ablehnen, ohne mich dem Verdacht oder den hysterischen Vorwürfen von Besserwissern auszusetzen, die ihre Spießervernunft hinter der Beteuerung verbargen, wie sehr sie mich liebten, und daß sie nur mein Bestes wollten.

Ferien ... ich kostete das Wort aus. Bedeutete es, *von etwas weg* oder *zu etwas hin* zu fahren?

»Armer Andersen ... auch du könntest mal Ferien gebrauchen ... um deine lebenslängliche Haft zu vergessen.«

Er tanzte auf seinem Stöckchen herum und zwitscherte fieberhaft, ich machte die Käfigtür für ihn auf. Ein Wohnzimmer muß doch wie eine ganze Welt wirken für einen kleinen Wicht, der in einem Viertelkubikmeter Luft wohnt. Es tat mir gut, ihn herumfliegen zu sehen, aber wenn er sich auf die Fensterbank setzte und mit dem Schnabel ans Glas tippte, zuckte ich jedesmal zusammen. Er weiß es, dachte ich, er weiß, daß er eingesperrt ist und daß ich an allem schuld bin. An diesem Abend aber flog er nicht zum Fenster, sondern landete auf der Sofadecke. Er hinterließ ein wenig Kacke, umgeben von einem hellen Rand, dann setzte er sich auf meine Schulter und schielte zum Weinglas hinüber. Ich ließ ihn kurz am Wein nippen, gerade genug zum Einschlafen, und es gelang mir, meine Schulter nicht zu bekleckern. Dann plauderten wir ein Weilchen. Ich mit spitzem Schmollmund und Schmatzgeräuschen, er mit brausenden Schwingen und ständigen Stößen gegen seinen eigenen Brustkasten, wo er eine Feder nach der anderen durch seinen Schnabel gleiten ließ. Ein reinlicher Bursche, dieser Andersen. Mit einem begrenzten Wortschatz. Ich hatte es bald satt, mit ihm zu reden, und ich holte mir mehr Wein und ein paar Blätter feuchtes Küchenpapier, um die Kacke zu entfernen. Andersen krallte sich während der ganzen Aktion an meiner Schulter fest.

»Was sollte ich bloß ohne dich machen?« fragte ich, und das hörte er offenbar gern. Es war auch im Grunde kein dummes Gerede. Wenn ich Finanzpolitiker und andere Haie karikieren wollte, dann inspirierte Andersen mich oft. Sein Schnabel. Das etwas geierhafte Profil. Die Krallen, die hart zupackten und nicht wieder losließen. Das energische Gezwitser mit offenem Mund und dicker Zunge, und die flatternden Flügel, die die Aufmerksamkeit ablenkten – wie bei einer Schneehuhnmutter, die von ihren kostbaren Jungen wegfliegt, um die Aufmerksamkeit ihrer Feinde von ihnen abzulenken. Schon viele gerissene Machtmenschen haben die Zeitung aufgeschlagen und sich selber als Vogel karikiert gesehen, als Andersen in schriller Form; haben sich mit Federn statt ihres lukrativen finanziellen Fallschirms gesehen. Wenn die Spitzen-

politiker sich fetzen und gegenseitig dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst, ist es ebenfalls gut, Andersen zu haben. Einen Vogel vor sich herzuja-gen, fast zu glauben, man habe ihn erwischt, während er hochmütig im obersten Regalfach landet, ist ein gutes Bild für solche Streitereien hinter den Kulissen. Andersen kommt immer zurecht, so klein und mickerig er auch aussieht.

Ich betrachtete wieder meine Liste. Anrufbeantworter. Blumen. Post. Packen. Warme Kleider. Neue Daunenjacke. Und, in Klammern, hinter dem Stichwort Daunenjacke: Mit Am Xpress bezahlen. Dann stand noch auf der Liste: bei der Zeitung absagen. Und ganz unten: Flugunterricht abbestellen. Ich fügte hinzu: den Müll nicht vergessen. Das passierte mir nämlich erschreckend häufig. Und nach nur einem kurzen Wochenende kann so ein Müllbeutel so infernalisch stinken, daß der gesamte Bereich unter dem Spülbecken mit Chlor gescheuert werden muß. Aber es ist immer derselbe Gestank. Ich finde es erstaunlich, daß zwei Mülltüten immer gleich riechen, egal, was darin ist. Ich frage mich, ob die Müllleute, die jeden Tag mit dieser Problematik konfrontiert sind, den Grund dafür wissen.

Es war inzwischen schon ziemlich spät. Am nächsten Tag würde ich genug zu tun haben. Ich stellte das Weinglas in die Spülmaschine und wischte die Zigarettenasche, die die Flügelturbulenz hochgewirbelt hatte, vom Tisch, dann machte ich eine Lampe nach der anderen aus. Ganz zum Schluß steckte ich Andersen wieder in den Käfig. Er widersprach nicht. Der Weißwein hatte gewirkt. Er mochte nicht einmal mehr aufs oberste Stöckchen klettern, um dem Vogel im Spiegel gute Nacht zu sagen.

Langsam ging ich durch die Zimmer, warm vom Wein, braun nach einem langen Sommer, und dabei strömte nachtgraues Augustlicht durch die Fenster und tilgte alle Farben. Ich genoß es, allein im Haus zu sein. Eine ganze Woche. Ich hatte fast vergessen, wie es aussah. Ich genoß es, daß im Halter im Badezimmer nur eine Zahnbürste steckte, daß niemand im Bett wartete, daß niemand etwas dazu sagte, daß ich die Zeitungen des Tages anschleppte, um sie auf der Bettdecke zu verteilen und zu lesen, bis

ich darüber einschliefe. Ich genoß es, das Licht auszuknipsen und mich vom Weißwein in den Schlaf schieben zu lassen, ohne daß mich der Atem eines anderen störte. Ich genoß es, nicht darüber diskutieren zu müssen, auf welche Zeit der Radiowecker gestellt werden sollte, und dabei immer zu versuchen, eine halbe Stunde herauszuschinden. Ich war allein. Ich war frei. Ich war frei und konnte einen zwanzig Jahre alten Traum wahr machen. Oft war ich über lange Zeit überzeugt gewesen, daß es ein Traum bleiben würde, eine Phantasie. Aber ich hatte nicht eine Sekunde gezögert, als sich plötzlich die Möglichkeit geboten hatte, ihn in die Tat umzusetzen, obwohl das rasche Entscheidungen und umfassenden praktischen Kurswechsel erfordert hatte.

Ich preßte die Handflächen an mein Gesicht. Die Haut hielt Adern und Sehnen, Knochen und Muskeln zusammen. Hauchdünne Haut, die die Farben durchscheinen ließ, blaue Adern, umgeben von Lymphe und Fleisch. Das Blut wurde stoßweise weitergepreßt, bis in die Fingerspitzen hinein. Ich ballte die Fäuste, bis sich mir die Nägel in die Haut bohrten, und ich erlebte die Stärke, die meine Arme bis in den Daumen hinein brennen ließ. Eine Stärke, die alles schaffen würde. Eine Stärke, die ich besaß. Ich ballte die Fäuste, bis sie zitterten und bis sich die Fingerknöchel wie weiße Nasen davon abzeichneten. Ich spreizte die Finger. Die Lebenslinie an meiner rechten Hand glänzte vor Schweiß. Ich leckte daran. Es schmeckte wie Meerwasser.

»Das hast du im Griff, Bea. Das schaffst du sehr gut«, flüsterte ich. »Und außerdem kann es ja sogar eine schöne Reise werden.«

Ich legte zwei Finger an mein Handgelenk und überprüfte meinen Puls. Ein wenig hoch, vielleicht. Das lag sicher am Nikotin.

Am nächsten Morgen rief die Zeitung eine halbe Stunde vor dem Gedudel der Neun-Uhr-Nachrichten an, das mich sonst aus Träumen herausreißt, denen ich zumeist voller Erleichterung entrinne.

»Ich habe dich hoffentlich nicht geweckt?« fragte eine Stimme.

»Aber nein«, antwortete ich aus alter Gewohnheit, und dabei fummelte ich am Radiowecker herum, um ihn abzustellen. Aber vermutlich konnte der Anrufer meiner Stimme anhören, daß ich gerade erst aufgewacht war. Die Götter mögen wissen, wie ihm das gelungen war, ich gab mir doch alle Mühe, wach und munter zu klingen, und ich hatte mich gründlich geräuspert, ehe ich den Hörer vom Telefon auf dem Nachttisch genommen hatte.

Es war einer der Redakteure, und er wollte den genauen Termin für die Ablieferung meiner Karikaturen besprechen. Ich ließ ihn lange reden und stand auf, um mir alles zu notieren, aber dann fiel mir plötzlich ein, daß ich durchaus keine Karikaturen abliefern würde. Ich fiel ihm ins Wort und informierte ihn kurz über den Stand der Dinge. Er schien überrascht zu sein, und ich hielt es nicht für angebracht, ihm von meinen Urlaubsplänen zu erzählen. Ich machte aus meiner Svalbardreise ein Unternehmen zum Recherchieren für einen großen Auftrag, über den ich leider keine Einzelheiten erzählen könne, das sei alles streng vertraulich. Ein wenig besorgt fragte er, ob eine andere Osloer Zeitung dahinterstecke, aber ich beruhigte ihn mit der Behauptung, es handle sich um ein Buchprojekt, ein humoristisches Buch über norwegische Polfahrer. Mehr könne ich nicht sagen, weder über Verlag noch über Autor, und ich wäre dankbar, wenn er keine weiteren Fragen stellte, denn eigentlich hatte ich schon zuviel gesagt. Das akzeptierte er. Ehe ich Kaffee getrunken habe, gelingen mir die Bluffs nie besonders gut, aber ab und zu kann ich überrascht meiner eigenen Stimme zuhören, die auf die Fabrikation von passenden Lügen vorprogrammiert zu sein scheint.

Ich konnte also einen Punkt von meiner Liste streichen, noch ehe ich mich angezogen hatte. Der Tag ließ sich gut an. Ich warf den Morgenrock über, holte die Zeitung herein und stapfte auf nackten Füßen in die Küche, wo ich mir einen altmodischen Kaffee kochte, bis zum Rand voll mit Koffein und Gerbsäure. Ich schnitt mir zwei dicke Scheiben Graubrot ab und kaute langsam, während ich die Zeitung durchblätterte. Nichts Neues unter der Sonne. Nichts, das ich nicht mit gutem Gewissen verlassen könnte, mir würden nur die Comics fehlen. Calvin und Hobbes ganz besonders.

Das Reisefieber hatte mich gepackt, ein Hochfrequenzton, der in den Waden einsetzte und im Hinterkopf endete. Ich würde weit in den Norden reisen. Mit einem Schiff. Würde Taten begehen. Ich konnte keinen einzigen Artikel zu Ende lesen, nicht einmal, als der Kaffee getrunken war und ich mit den drei Zigaretten anfang, die bei mir immer auf eine Mahlzeit folgen. Ich warf die Zeitung in den Holzkorb und rief in der Geschäftsstelle an, um sie abzubestellen. Ich mochte meinen Nachbarn nicht mit der Bitte auf die Nerven gehen, die Zeitung ins Haus zu holen, und was zum Henker sollte ich nach meiner Rückkehr mit acht alten Zeitungen anfangen? Sie abzubestellen bedeutete außerdem gespartes Geld. Torvald wäre stolz auf mich gewesen. Dann rief ich im Postamt an, aber die mußten alles schriftlich haben, konnten nicht einfach so die Post lagern, es könnte sich bei meinem Anruf ja um einen bösen Scherz handeln.

»Aber Sie kennen mich doch?« widersprach ich. »Ich bin doch fast jeden Tag an Ihrem Schalter.«

»Das hilft leider nichts«, antwortete die Frau, ich hörte, daß es diejenige war, die wie Brad Pitt aussah, nur ohne Schnurrbart. Brad Pitt ist ein fesches Mannsbild, aber sein Aussehen stand der Frau im Postamt nicht gerade gut zu Gesicht. Und im Moment betrieb sie Paragrafenreiterei von der schlimmsten Sorte.

Ich duschte und trug Wimperntusche auf, suchte mir eine Hose und ein ungebügeltes T-Shirt, stopfte meine Briefftasche zusammen mit Zigaretten und meiner Liste in die Tasche, hängte sie mir um, setzte die Sonnenbrille auf und begab mich auf meinem alten

Peugeot-Rennrad, das absolut nicht mehr rennen kann, hinaus in den warmen Spätsommernmorgen.

Im Postamt stand eine Schlange, aber ich drängelte mich vor und erquengelte mir das benötigte Formular. Brad Pitt saß hinter dem Schalter rechts, dem mit der längsten Schlange. Sie war schweißnaß auf der Stirn und versuchte mühsam, einer alten Dame, die ihre Krücken quer vor den Schalter gelegt hatte und offenbar nichts begriff, irgend etwas zu erklären. Ich füllte das Formular aus und legte es neben die Krücken.

»Bitte sehr, wir haben vorhin miteinander telefoniert.«

Sie bedachte mich mit einem verwirrten Blick, dann nickte sie, und ich ging. Die Arme, dachte ich, hier arbeiten zu müssen. Jeden Tag. Das ganze Jahr. Das ganze Leben. Ich hatte in meiner frühen Jugend eine feste Anstellung gehabt, das war nötig gewesen, um einen Fuß in die Branche setzen zu können. Jetzt steckte mein ganzer Körper in der Branche, alle wußten, daß ich gut war und mit einer scharfen Feder Bilder zeichnete, die mehr sagten als tausend Worte. Dadurch hatte ich das allergrößte Privileg erreicht: Ich konnte meinen Wecker auf neun Uhr morgens stellen. Oder auch auf elf. Obwohl ich noch immer log, wenn jemand so früh anrief, und behauptete, schon seit Stunden aufzusein. Vermutlich arbeitete ich härter als viele mit fester Arbeitszeit. Aber allgemein galt, daß der Tag wesentlich früher als um neun anzufangen hat, und dagegen kam ich nicht an. Dieser Gedanke ärgerte mich, als ich in die Stadt fuhr, und ich beschloß, das nächste Mal, wenn ich geweckt würde, zu sagen: »Ja, stell dir vor, ich habe noch geschlafen.« Das wollte ich sagen, ohne mich über lange Arbeiten am Vorabend zu verbreiten oder irgendein Geschwafel zu servieren, um meinen abweichenden Tagesrhythmus zu legitimieren.

Eine halbe Stunde später hatte ich das Gefühl von Effektivität eingebüßt, mit dem ich mit der Liste in der Tasche von zu Hause aufgebrochen war. Denn es war offenbar unmöglich, im August eine Daunenjacke aufzutreiben. Die Wintermode sei noch nicht eingetroffen. Schließlich regte ich mich auf. »Ich will ja auch gar keine

Wintermode«, versuchte ich zu erklären. »Ich brauche nur eine warme Jacke, eine sehr warme Jacke.«

Schließlich wurde ich in einem Laden in den Keller geführt und durfte dort in alten Kartons aus dem Vorjahr herumwühlen. Ich fand eine Jacke, die perfekt paßte, obwohl die Farben so knallig und grausig waren, daß ich sofort ein Bier brauchte, um mich wieder zu beruhigen. Außerdem nahm der Laden keine American-Express-Karte an. Aber ich brauchte die Jacke. »Ich nehme sie«, sagte ich und bezahlte bar. Die Jacke wurde in einer Plastiktüte verstaut, die ich auf dem Gepäckträger befestigte. Mein nächster Halt war das Reisebüro, wo ich die Flugscheine für die Strecke Trondheim – Longyearbyen und eine Bestätigung der Buchung für die Schiffsreise von Longyearbyen einmal um Svalbard herum und zurück nach Longyearbyen erhielt. Die Hälfte des Vorschusses lag jetzt auf meinem Gepäckträger, aber zu meiner großen Freude stellte sich heraus, daß American Express *hier* angenommen wurde, und damit waren alle Sorgen getilgt und das Gefühl von Effektivität wieder hergestellt.

In strahlender Laune kaufte ich mir viele Zeitungen und ließ mich in einem Straßencafé nieder, wo ich mir ein Bier bestellte. Ich stöhnte vor Zufriedenheit, als der Kellner eine taufrische Halbe neben meine jungfräulichen Zeitungen auf den Tisch stellte. Ich hatte die Tickets in der Tasche und die Daunenjacke auf dem Rad. Jetzt mußte ich nur noch Unterhosen, ein paar gute Skizzenblöcke, Filzstifte und weiche Bleistifte kaufen. Ich wollte gutausgerüstet losziehen. Nichts sollte dem Zufall überlassen werden. Vermutlich würde ich auch noch in den Schnapsladen gehen und mir einige Flaschen zum vollen Preis kaufen, die ich dann im Koffer haben könnte. Im Reisebüro hatte ich nämlich erfahren, daß ich mit meinem Flugschein nur einmal zollfrei einkaufen könnte. Das Boot hatte zwar auch alle Rechte, aber der Mann im Reisebüro wußte nicht, ob dort in Flaschen oder nur glasweise verkauft wurde.

»Gibt es an Bord eine Bar?« hatte ich gefragt, aber er hatte keine Ahnung. Ich betrachtete das Bild des Schiffes in der Broschüre, die er mir gegeben hatte. Es war ein kleines Schiff, ein blaues Eisen-

schiff. Vierzig Meter lang. Es sah durchaus nicht aus wie ein Schiff mit eigenem Barmann. Ich beschloß, lieber auf Nummer Sicher zu gehen.

Aber zuerst das Bier. Ich schob die Zeitungen beiseite und griff nach dem Glas, leerte es, kniff die Augen zu und ließ meine Tränen durch meine Wimpern sickern. Ich benutzte tränenechte Wimperntusche, das war also kein Problem. Ich schnappte keuchend nach Luft, als ich das leere Glas auf den Tisch setzte: »Noch eins«, signalisierte ich dem Kellner und schlug Dagbladet auf, um die Karikatur von Finn Graff zu inspizieren.

Als ich nach Hause kam, schwitzte ich heftig. Vier lange Treppen hoch bis zu meiner Dachwohnung mußte ich meine vielen Pakete schleppen. Wahnwitz. In einem Haus ohne Fahrstuhl zu wohnen. Drei Halbe hatten außerdem meine Muskeln schlaff und gleichgültig werden lassen. Ich stellte meine Tüten auf den Dielenboden. Meine Arme taten mir weh. Ich vermißte nur selten ein eigenes Auto, aber wenn ich viel einzukaufen hatte, war es grausam anstrengend, alle Teile auf dem Gepäckträger unterzubringen oder sie am Lenker und an meinem Körper zu befestigen. Aber ich war stark. Jung und stark.

Ich schloß die Tür ab, zog mich aus und ging auf die Dachterrasse, wo ich mich im Sonnenschein in den Liegestuhl fallen ließ und sofort einschlieft.

Vermutlich wäre ich an Sonnenstich und Entwässerung eingegangen, wenn nicht Bergesen gekommen wäre. Ich wäre tot gewesen und hätte die Svalbardrechnung nicht bezahlen können, die bestimmt vorgelegt worden wäre, auch wenn ich die Reise niemals hätte antreten können. Ich kämpfte mich aus dem Liegestuhl hoch und landete auf allen vieren im Kunstgras, wo ich wie ein Hund den Kopf schüttelte und mir ein paar Schweißtropfen von den Lippen leckte. Wenn ich die Augen zumachte, sah ich neongrünes Licht.

Ich ließ erst eine und dann noch eine Sekunde verstreichen, dann zog ich mich an der Wand hoch. Mein Kopf dröhnte. Die



Anne B. Ragde

Mord in Spitzbergen

Roman

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74438-1

btb

Erscheinungstermin: März 2012

Gequält von Liebeskummer, bucht die junge Bea kurzentschlossen eine Kreuzfahrt durch die kalte und unwirtliche Inselgruppe von Spitzbergen. Doch sie kommt nicht zur Ruhe, denn unter den Passagieren befindet sich auch ihre ehemalige Klassenlehrerin, die ihr als Kind übel mitgespielt hat. Von Rache besessen, merkt Bea fast zu spät, wie explosiv die Stimmung unter den Mitreisenden ist. Hoch oben in den ewigen Weiten des Eismeers entladen sich schließlich die Spannungen auf mörderische Weise ...



[Der Titel im Katalog](#)